

17-132
LITERATUR

Unsere Heimat

Sagen aus dem Kreise Köslin.

Von Dr. Schulz-Köslin.

66. Der Teufel stellt Tänzer und Spieler nach.

In Kratzig, im Kreise Fürstentum, tanzten die Burschen mit den Mädchen in wilder Lust und hatten auf diese Weise schon den größten Teil der Nacht zugebracht. Da öffnete sich die Tür und herein trat ein schmucker Offizier. Die Musikanter spielten gerade zur Damenpolka auf, und eines von den Mädchen sang auch sogleich auf den statlichen Fremdling zu und fordete ihn für sich zum Tänzer. Der Fremde war dazu bereit und tanzte so schön wie kein anderer in der Gesellschaft. Aber als die Musik zu Ende war, führte er nicht, wie die anderen alle, sein Mädchen wieder auf ihren Platz, nein, er wirbelte sie immer schneller im Kreise herum und hörte trotz ihrer Bitten nicht auf, so daß sie nahe daran war, atemlos zusammenzubrechen. Test ward den Leuten unheimlich zu Mute, sie sahen genauer zu und wurden gewahr, daß der fremde Herr kein anderer sein konnte, als der Teufel selbst; denn er hatte einen Menschen- und einen Pferdefuß. Da überfiel sie Todesangst, und die Musikanter spielten in ihrem Schrecken statt der leichtfertigen Tanzweisen den Choral: „Der lieben Sonnen Licht und Pracht!“. Das hielt der Böse nicht aus; er entfloß und fuhr zum Fenster hinaus, riss aber dabei dem armen Mädchen ein großes Stück aus ihrem Hinterteil heraus, daß ihr von der Zeit an jede Lust zum Tanzen für alle Zeit gründlich verdorben war.

Das genannte Gesangbuchlied hat noch in einem andern Falle seine guten Dienste getan. Als nämlich in Kratzig einige Kartenspieler beisammen saßen, fiel einem eine Karte unter den Tisch. Er bückte sich um sie aufzuhaben, da sah er an einem Pferdefuß unter dem Tisch, daß der Teufel mit ihnen spielte. Er stimmte sofort den Choral an, und der Böse verduftete unter Erzeugung eines so abscheulichen Gestankes, daß es in der Stube ein ganzes Jahr lang kein Mensch aushalten konnte. (Tahn 391.)

67. Die Schäferstochter.

In Kratzig erzählte man sich früher eine auch sonst in ganz Pommern bekannte Sage von einem Schäfer, dessen Tochter vor der Hochzeit zu dreien Malen Mutter geworden war. Um der Schande zu entgehen, hatte sie die armen Würmer umgebracht und trat darum, als sie sich endlich mit einem brauen Burschen verheiratete, dreist in dem grünen Ehrenkranz vor die Hochzeitsgäste. Doch Gottes wunderbare Fügung hatte eines der drei Kinder am Leben erhalten und das erschien nun während des Hochzeismahles als Kläger wegen des dreifachen Mordes. Die Schäferstochter legte sich aufs Leugnen und rief: „Wenn meine Worte nicht wahr sind, so hole mich zur Stunde der Teufel!“ Raum hatte sie ausgesprochen, so erschien der Böse und nahm sie mit sich.

Diese Sage wird in der Kösliner Gegend noch bis auf den heutigen Tag als Volkslied gesungen:

Es trieb ein Schäfer oben hinaus,
Er trieb wohl in den grünen Wald.

Ein Kindlein hört er schreien.

„Ich hör' dich schreien, aber seh' dich nicht.“

„Ich bin im hohlen Baum versteckt,
Mit Dorn und Disteln zugedeckt.“
„Wer hat dich denn darin gespeist?“
„Mich hat gespeist der heil' Geist.
Ach Schäfer, nimm mich mit nach Haus,
Deine Tochter soll meine Mutter sein.“
„Wie kann sie deine Mutter sein.
Sie trägt ja heut' den grünen Kranz!“
„Trägt sie ja heut' den grünen Kranz?
Drei Söhlein hast sie geboren:
Den einen hat sie ins Meer geworfen,
Den andern in den Mist gegraben,
Und mich im hohlen Baum versteckt,
Mit Dorn und Disteln zugedeckt.“ —
Er nahm das Kind wohl auf den Arm
und sang damit vor's Hochzeitshaus.
„Guten Tag, guten Tag, ihr Hochzeitsgäst!
Hier sitzt meine Mutter im Winkel fest.“
„Wie kann ich deine Mutter sein?
Ich trag' ja heut' den grünen Kranz.“
„Trägst du ja heut' den grünen Kranz,
Drei Söhlein hast du geboren:
Den einen hast du ins Meer geworfen,
Den andern in den Mist gegraben
Und mich im hohlen Baum versteckt,
Mit Dorn und Disteln zugedeckt.“
„Gi, so wollt ich, daß der Kuckuck käm
Und mir den grünen Kranz wegnähm.“
Der Kuckuck vor dem Fenster saß
Und ihr den grünen Kranz abnahm.
Sie schrie: „O weh, mein wäises Herts!
Hätt' ich das Kind mit Recht geboren,
So hätt' ich nimmermehr verloren.“

(Tahn 393, mündlich aus Kratzig.) Anstelle des Teufels ist im Liede der Kuckuck getreten.

68. Der Schatz bei Schwemmin.

Zwischen den Dörfern Schwemmin und Warnin ist ein kleiner Hohlweg, dessen eine Seite mit Gebüsch bewachsen ist. Hier soll es in gewissen Nächten Geld luttern. Einmal wollten mehrere Schwemminer den Schatz heben. Als sie ihn schon sahen und den Kessel bereits am Haken hatten, da wurden sie gewarnt, wie im Wege ein Schaf mit einem großen Widder auf kam. Dann kam ein noch größeres Widder, welches von einem kleinen Huhn gezogen wurde. Aber sie bewangen sich, schwiegen still und zogen aus Leibeskräften. Bald hatten sie den Kessel oben. Da kam der Schwarze selbst und floß einem der Männer, die truman dastanden und zogen, auf einen gewissen Körperteil und rief: „Häft schäta!“ — „Dat's nich woahr!“ erwiderte der Angeredete. Sofort verschwand der Schatz, und alle Mühe war vergeblich gewesen. — (Asmus und Knoor: Sagen aus dem Kreise Kolberg-Körlin, 1898 S. 48.)

Die Hämmel und der Meißer.

Als die Hämmel und die Widder dichtgedrängt beieinander waren und merkten, daß der Meißer unter sie trat, stellten sie sich, als ob sie ihn nicht sähen. Als sie aber wahrnahmen, daß einer von ihnen von des Fleischers mörderischer Hand ergriffen, weggeschleppt und getötet wurde, befahlen sie auch so noch keine Angst und sprachen sorglos zueinander: „Mich rührte er nicht an, dich rührte er nicht an, lassen wir also den nur weggeschleppen,

den er hat.“ Auf diese Weise blieb schließlich nur noch einer übrig. Als dieser sah, daß nun auch er weggeschleppt wurde, soll er zum Messer gesprochen haben: „Wir verdienen es, daß wir von einem Manne alle einzeln niedergemekelt werden, da wir erst zur Vernunft kommen und nicht, als wir noch alle beieinander waren und dich in unserer Mitte treten haben, dich mit Kopfstößen umgestoßt, vertreten und getötet haben.“ —

Vorstehende Fabel entstammt keinem neuen deutschen politischen Fabelbuch, wie man wohl anzunehmen geneigt wäre, sondern findet sich in einer alten lateinischen Prosa-Fabelsammlung eines gewissen Romulus, der im 4. oder 5. nachchristlichen Jahrhundert in Gallien gelebt haben soll. Die Sammlung ist etwa im 11. Jahrhundert mit Zusätzen ins Angelsächsische übertragen und Ende des 12. Jahrhunderts von der berühmten französischen Dichterin Marie de France, die ihre Stoffe sonst besonders aus dem reichen Schatz der Märchen und Sagen ihrer Heimat schöpfte, ins Französische übersetzt worden. Ob diese Sammlung dann auch wie so viele andere im lieder-, märchen- und fabelfrohen Mittelalter ins Deutsche übertragen worden ist, ist mit augenblicklich nicht gegenwärtig. Sicher aber haben viele der alten römischen Fabeln, die ja teilweise auf die Griechen oder noch weiter auf indische Erzähler zurückgehen, auch in Deutschland Heimatrecht erworben. Wir alle kennen solche Fabeln aus unseren Schullesebüchern. Wenn die vorstehende schlichte Fabel von den Hämmeln und dem Meißer nicht zu diesen bekannten Fabeln gehört, so verdient sie es doch, heute mehr als jede andere in unserer Heimat beachtet und in unseren Fabellschäz eingeheimatet zu werden, denn sie mutet uns an, als ob sie für uns heutige Deutsche geschrieben wäre. Ihr Alter beherrscht sie und erzählt sie immer und immer wieder euren Kindern, wenn sie von euch Geschichten und Märchen hören wollen, damit sie eure Fehler vermeiden lernen, deren einer euch und euer Vaterland dem Abgrund nahe gebracht hat.

Der Raubmord zu Lonsche.*)

Auf der Leba-Nehrung, dem schmalen, aus hohen Sanddünen, den sogenannten Wolläden, bestehenden Landstreifen zwischen der Osssee und dem Lebasee, beabsichtigte der um Pommern hochverdiente Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Rat Franz Volkmar Schönberg von Brenkenhof, um auch dies landige, öde Gebiet für den Staat nutzbar zu machen, eine wilde Stuterei (ein Pferdegestüt) anzulegen; doch zerschlug sich der Plan, und man legte an einer am Lebasee gelegenen Wiese, in deren Nähe eine Strecke Land vom Dü-

*) Nach Mitteilungen des früheren Bürgermeisters Sassenhagen in Leba. Der Name der Ansiedlung wird in neueren Reisebeschreibungen „Lonske“ genannt. Das ist falsch und auf willkürliche Schreibung des Kartenzzeichens zurückzuführen. Die Herkunft des Wortes verlangt die Aussprache „Lonsche“, und so wird in der Gegend auch allgemein gesprochen. Eine slawische Deutung der „Wolläde“ ist natürlich sprachlich und sachlich verkehrt. Der Name ist von der Lehnlichkeit der Dünen mit vollgestopften Wolläden abgenommen.

tenhande für Gott, Ackerwerke an und besetzte sie mit Erbzinsleuten. Mit diesen wurde unter dem 17. Mai 1777 ein Erbzinsstetzes geschlossen, der am 11. Juli 1777 vom König bestätigt wurde. Nach der Wiese, an welcher sie lag, wurde die Kolonie Lonschke, d. i. Westchen, genannt. Kaum aber hatten die Erbzinsleute das wenige Land urbar gemacht, als auch schon eine von Westen heranrückende Düne die Niederlassung zu begraben drohte. Bis auf einen zogen daher die Kolonisten fort, und diesen, er hieß Ephraim Warnack, vertrieb ein am 18. Juli 1784 ausgeführter schauerlicher Raubmord. Er versuchte Lonschke und siedelte nach dem nahe bei Leba gelegenen Rumbke über, wo seine Nachkommen noch heute leben.

Früh am 18. Juli 1784 mächtete sich der Erbzinsmann Ephraim Warnack mit seiner Ehefrau fertig, um nach Leba zum Abendmahl zu gehen. Ihre beiden kleineren Kinder schliefen noch, während der ältere Sohn, ein Knabe von 9 Jahren, die Kuh in die Dünen trieb. Der Hosskund begleitete ihn, eine schon hirnte Magd blieb bei den schlafenden Kindern im Gehöft zurück. Unter dem Gesange geistlicher Lieder, wie es bei den Kaschuben Sitte war, angelangte das Ehepaar nach Rumbke, wo sich Verwandte und Bekannte ihnen angeschlossen. Vom Kirchhof zu Leba aus erblickten sie ihr Wohnhaus, das gleich einem Schwalbennest an die Düne gelehnt war; doch ahnten sie nicht, was sich zu derselben Zeit dort furchtbares zutrug.

Am südlichen Ufer des Lebasees liegt das Dorf Giesebis. Auch hier erhob sich früh ein Mann vom Lager, und mit einem starken Knüppel versehen schlich er sich aus dem Hause nach dem See, an dessen Ufer er nach Lonschke zu eilte. Unbemerkt kam er in den Dünen an. Daß die Warnack'schen Chelenteure fort waren, wußte er, da er viel bei ihnen verkehrte und im Hause nur Odm Jannel genannt wurde. Auch von ihm leben noch Angehörige am Lebasee. Er schlich sich ins Haus; die Kinder lagen noch schlafend im Bett, und am Kamin saß die Magd und schälte Kartoffeln. Er fragte sie, wo Warnack sein Geld verborgen habe, und da sie behauptete, sie wisse es nicht, schlug er sie mit einem Beil nieder. Von ihrem Geschrei erwachten die Kinder. Der Mörder reißt der mit verschmettertem Schädel daliegenden Magd das Messer aus der Hand und schneidet beiden Kindern die Hälse durch. Dann durchwühlt er Spinde und Kästen, bis er das Geld gefunden. Auf dem Rückwege kommt er durch den Dünenkessel, in welchem der Knabe die Kuh hüte; hier wurde er von dem Hund angebissen, und da er sich nun von dem Knaben bemerkte sah, schlug er diesen mit dem

Knüppel nieder. Von Angst getrieben, unterließ er es, sich zu überzeugen, ob der Knabe tot war; er eilte an den See, und um seine Spuren zu verwischen, ging er im Wasser weiter. Um nicht Leuten zu begegnen, hielt er sich am Tage versteckt und erst in der Nacht gelangte er nach Giesebis. Von hier floh er nach Danzig, um sich dann mit seinem Raube ins Ausland zu begeben.

Die Warnack'schen Chelenteure waren in Rumbke bei Verwandten zum Mittagessen geblieben und diese begleiteten sie am Nachmittag nach Hause. Dort fanden sie die Magd und die Kinder tot; den älteren Knaben fand man nach längerem Suchen, vom Hunde bewacht, im einem Gebüsch liegen. Der Sieb des Mörders hatte nur die Kopfhaut verletzt, so daß er niedergestürzt und in Ohnmacht gefallen war. Als er zu sich kam, verlor er sich aus Angst tiefer in das Gebüsch und schloß, vom Blutverlust geschwächt, wieder ein. Man trug ihn nach Hause und hier erzählte er dann, daß Odm Jannel dagewesen und ihn so geschlagen habe. Der Mörder war verraten.

Lonschke gehörte in das Amt Schmolssin doch wurde der Mord in Leba angezeigt, weil dies näher lag. Der von Rumbke dorthin abgesandte Bote fand das Oberhaupt der Stadt nicht zu Hause und machte deshalb dem ältesten Ratsherrn die Anzeige. Dieser wartete den nächsten Tag ab, an welchem der Bürgermeister zurückkehren sollte. Erst am Abend kam er heim, und am folgenden Tage schickte er den Bericht an das Grodgericht in Lauenburg ab. Eine regelmäßige Verbindung zwischen Leba und Lauenburg gab es damals noch nicht; amtliche Berichte wurden einmal in der Woche von Bürgern, welche sich in dieser Last abwechselten, nach Lauenburg besorgt. Diesmal hatte der Schnitzer — Spitzname eines angesehenen Bürgers — die Briefe zu besorgen. Er übergab den in Papier eingewickelten Brief seinem Knechte mit der Weisung, ihn nach Lauenburg zu bringen; an wen, sagte er nicht. Der Knecht überreicht den Brief einem Beamten; da dieser aber keine Adresse darauf findet, gibt er ihn dem Knecht zurück mit dem Bemerkung, erst von Leba die Anschrift zu holen und dann wiederzukommen. Der Knecht fährt zurück, und der Schnitzer bringt dem Bürgermeister den Brief. Dieser sieht die Adresse darauf und nun soll der Schnitzer ihn zum zweiten Male befördern. Doch der weigert sich, da er es nicht verhindert, daß der Brief nicht abgegeben werden kann. Der Bürgermeister war nun gezwungen, auf eigene Kosten einen Boten zu schicken. Inzwischen war es Abend geworden, und so gelangte die Anzeige von dem Mord erst am

nächsten Tage nach Lauenburg, also drei Tage, nachdem er geschehen war. Das Grodgericht war aber nicht befugt, hier einzuschreiten und schickte die Anzeige nach Stolp. Am Tage nach dem Mord war jedoch die Nachricht davon schon nach Schmolssin gekommen, worauf der dortige Amtmann sofort nach Lonschke reiste, die Totenschau hielt und darüber nach Stolp berichtete. Ehe die Nachricht von Lauenburg hierher kam, war die Verfolgung des Mörders bereits veranlaßt.

Dieser war inzwischen in Danzig angelangt. Er hatte aber so schlechtes Schuhzeug, daß er sich in Danzig erst Stiefel machen lassen mußte; fertig kaufen konnte er sie nicht, da er an den Wurzeln der beiden großen Zehen sehr starke Ballen hatte. Er ging deshalb zu einem Schuhmacher und ließ sich Maß nehmen. Dem Schuhmacher fielen die großen Ballen auf, und er ließ sich darum den Preis im voraus bezahlen, indem er erklärte, er könne die Stiefel nicht verwerfen, wenn sie nicht abgeholt würden. Jannel bezahlte das Geld und versprach, am Abend des nächsten Tages wiederzukommen. Aber schon war der Steckbrief Jannels in Danzig, denn die Polizeibehörde in Stolp hatte ganz richtig vermutet, daß er dorthin geflohen sei. An dem Tage, an dem die Stiefel bestellt wurden, stand der Steckbrief mit Angabe jenes besonderen Kennzeichens im öffentlichen Anzeiger. Auch der Schuhmacher las ihn und teilte der Polizei sofort mit, was er wußte. Am Abend erschien Jannel; er wurde festgenommen und ins Gefängnis abgeführt. Nachdem er sein Verbrechen bekannt, wurde er nach Stolp und von hier nach Köslin transportiert, wo er im folgenden Jahre hingerichtet wurde.

Von Lonschke findet man jetzt kaum noch eine Spur; nur bisweilen, wenn der Sturm früheres Gartenland vom Sande reinlegt, sieht man die verstockten Stüben von Pflaumen- und Kirschbäumen, die von jenen Kolonisten gepflanzt sind.

Prof. Dr. D. Knoop.

Ein Nachtgespenst im pommerischen Küstengebiet.

Von Prof. Dr. A. Haas.

„Bliesen“ oder „blüßen“ ist eine im pommerischen und mecklenburgischen Küstengebiet übliche, eigentümliche Art des Fischfangs, die neuerdings von der Aufsichtsbehörde verboten ist und deshalb seit ca. 25 Jahren nicht mehr betrieben wird. In windstillen Nächten befährt der Fischer die Bi-

Die geologische Entwicklung Hinterpommerns.

Von Max Gsch-Stolp.

Es sah nicht immer in unserm nahen deutschen Osten so aus wie jetzt. Die geologischen Karten geben uns Ausschluß darüber, daß Pommern in früheren Erdzeiten langsam aus einem flachen Meeresscheiden entwuchs. Damals, zur Kreidezeit, herrschte eine subtropische Temperatur auch bei uns im Norden, dehnte sich dort ein flaches Meeresscheiden aus, das viele Tausende von Jahren bestanden haben muß. Die Kreidejassen Rügens, die Kreidebrüche bei Lebbin und Kalkofen, südlich von Misdroy auf der Insel Wollin, und Kreidebrüche bei Kolberg geben uns Ausschluß darüber. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Eiszeit mit ihren gewaltigen Ablagerungen und die voraufgegangene Bernsteinzeit an anderen Teilen Pommerns die Spuren der Kreidezeit tief begraben, zum Teil auch wohl fortgewalzt haben. Umlangreiche Tiefenbohrungen, an denen es leider sehr mangelt, könnten uns wohl Ausschluß darüber geben. Sicher ist indes, daß das Kreidemeer einstmals ganz Pommern erfüllte. Als Beweis möchte ich hierfür nur das Vorkommen von Salzlagern bei Stettin, Swinemünde, Kosberg u. a. o. anführen.

Wie haben wir uns nun die Kreidezeit vorzustellen, d. h. eine Zeit mit den furchtbaren Sauriern, Dinosauriern und all jenen Tafellieren, die

man gemeinhin unter dem Namen der Drachentiere zusammenfaßt. Wie bereits gesagt, herrschte eine subtropische Temperatur, die auf den jungen Inseln im Kreidemeer ein wahres Dicht von tropischen Sumpfwäldern ausschließen ließ, Bruttäten für jene furchtbaren Drachentiere, die einen fortwährenden Vernichtungskampf gegen einander ausführten. Im Meere aber lebten Milliarden und Übermilliarden von Muscheln und Meeres-schnecken, deren verwitterte Gehäuse heute als Kreide uns Ausschluß über jene Entwicklungsperiode geben. Die anhaltende Hitze aber bewirkte ein almäßliches Verdunsten des Wassers dieses flachen Salmeeres. Der Norden hob sich. An die Stelle des Meeres trat Festland, auch das Klima fühlte sich ab, sodass am Ende der Kreidezeit bereits die Riesenkäfer ausgestorben waren. Eine neue Entwicklungsperiode der Erde begann, die in das Tertiär trat.

Für uns Nordländer ist besonders diese Epoche interessant. Neue Formen in Tier- und Pflanzengattungen traten in die Erscheinung. Die Erdpaleo hatten sich allmählich abgetrennt, was eine klimatische Verschiebung bedingte und sich am deutlichsten in den ausgeräumten Lokalfloren zeigt, während in der Kreidezeit noch bis in den hohen Norden hinauf eine vollständige Gleichheit in der Pflanzengattung herrschte. Erst im Tertiär trat eine Sonderung in eigentliche Vegetationsgebiete und Floren ein. Doch herrschte zu jener Zeit in Deutschland z. B. noch ein fast tropisches Klima, was uns der Bernstein und die Braunkohlen (auch in Pommern)

lehrten. Mit dieser Periode treten wir bereits in den Anfang der Tertiärzeit ein. Von den Floren der vorhergegangenen Epochen war nichts mehr vorhanden. Dafür hatten sich andere Arten entwickelt, von denen wir einzelne auch jetzt noch antreffen.

Neben vielen noch heute existierenden tropischen Pflanzen hatten sich an anderen Stellen bereits große zusammenhängende Urwälder von Nadelholzern, Sumpfsypressen usw. gebildet. Der Boden der Ostsee, auf dem einstmals das Kreidemeer brandete, hatte sich gehoben und bildete eine Landmarke mit dem Norden. Ungeheure Urwälder von vorzeitlichen Kiefern und Fichten wuchsen hier auf den Trümmern der letzten Kreidezeit und gediehen in üppigem Wachstume, das nur unterbrochen wurde durch den harten Daseinskampf in seinen schärfsten Formen, wozu noch das Wüten der Elemente kam, um das Schwächliche zu Boden zu werfen und stellenweise ein wahres Chaos von Stämmen und Stammtrümmern aufzuhäufen.

Dieser Urwald setzte sich, wie der Danziger Forstsch. Convent feststellte, aus vier Kiefernarten zusammen, von denen allerdings keine einzige unserer jetzigen gemeinen Kiefern nahesteht. Weiter fand der erwähnte Forstsch. eine Fichtenart vor, die Ähnlichkeit mit der *Picea ajanensis* vom Amur und von der japanischen Insel *Viszo* aufweist. Diese vorzeitlichen Nadelholzarten bildeten einen geschlossenen Bestand für sich, der nur stellenweise durch zusammenhängende Bestände von immergrünen Eichen, Buchen und Palmen mit lor-

vergewässer mit kleinen Fahrzeugen, auf deren vorderem oder hinterem Ende ein Kienfeuer unterhalten wird; die durch das Feuer angelockten Fische schwimmen dann so ruhig in dem hell beleuchteten Wasser, daß sie vermittelst einer an einer Stange befestigten Gabel durchbohrt und ins Boot gezogen werden können. Insbesondere werdenale in der angegebenen Weise gefangen. Diese Fangart nennt man „blüßen“, „Alblüssen“. Und danach wird ein zu gewissen Zeiten auf dem Wasser erscheinendes feuriges Nachgespenst „die Blüse“, „der Blüsner“, „de Wille Blüß“, „de Wille Blüsner“, „die Blindblüß“, „die Ewige Blüß“ und ähnlich genannt. Diese Erscheinung spielt in der Phantasie der Küstenbewohner eine große Rolle.

Zu Groß-Zicker auf Mönchgut, so berichtet die Sage, lebte vor Jahren eine Witwe mit ihrem Sohn auf einem Bauerngehöft. Der Sohn kümmerte sich aber wenig um die Wirtschaft, sondern ging lieber der Fischerei nach, besonders dem Angeln und Blüßen. Als er zuletzt auch das Einbringen der Ernte über seiner Liebhoberei vernachlässigte, rief die Mutter unwillig aus: „So will ich doch, daß du bei den jüngsten Tag auf dat wiles Water hantieren und blüßen müßt furt un furt!“ Der Wunsch ging in Erfüllung. Von der Zeit an erblickt man oft auf See ein einsames Licht, wie es beim Alblüssen gebräuchlich ist; das ist der wilde Blüsner, der jetzt und bis in alle Ewigkeit dem Blüßen nachgehen muß. Je rauher das Wetter ist, desto sicherer ist der Blüsner draußen zu sehen. So lange seine arme Mutter noch lebte, ist sie oft des Nachts auf den Bakenberg (auf der Halbinsel Groß-Zicker gelegen) gegangen, um von dort aus Umschau zu halten. Oft hat sie dann das rote Licht auf dem Wasser erblickt; zuletzt ist es aber immer wieder auf die wilde See hinausgefahren.

In der Gegend von Greest und Kröslin hat sich bis vor etwa 50 Jahren im Bodden öftmals ein heller Lichtschein gleich einer schnell vorwärts rollenden feurigen Kugel sehen lassen, besonders wenn ein Sturm oder Unwetter drohte. Das nannten die Fischer die wilde Blüse. Oft sind sie dicht an den Feuerschein herangefahren, haben auch vorher geahnt, sie wollten die Blüse anrufen, haben es hinterher aber doch nicht gewagt. Die Lichtscheinung soll ausgesehen haben wie eine feurige, halb durchgeschossene Tonne, in der etwas gesessen und mit zwei kurzen Riemen gerudert hat, wodurch es sich schnell vorwärts bewegte.

An der Westküste Rügens, wo die Wedde zwischen Rotenkirchen und Ralow tief ins Land hineinschiebt, treibt ein gespenstischer Fischer sein

Wesen, dessen Blüseuer man in jeder Nacht auf dem Wasser sehen kann, mag es nun stilles Wetter oder heftiger Sturm sein. Das ist „de Blindblüß“. Wenn einer ihm nahe kommt, weicht er aus. Man sagt, de Blindblüß sei einst beim Alblüssen ums Leben gekommen und müsse seit der Zeit fort und fort umherfahren.

Auch auf dem Saaler Bodden ist die Lichterscheinung mehrfach beobachtet worden. Körkwitzer Fischer behaupten, daß sich im Herbst bei stürmischem Wetter auf der Ribnitzer Binnensee (dem südlichsten Teile des Saaler Bodden) nach der pommerischen Seite zu „ein Blüser“ einfindet: ein kleines Boot, in welchem neben dem Blüseuer ein schwarzer Pudelhund liegt, fährt pfeilschnell dahin; einen Menschen aber hat man noch nicht dabei gesehen.

Auf Wustrow nennt man ihn den ewigen Blüser, und alsaubwürdige Leute versichern, ihn mit eigenen Augen gesehen zu haben. Oft geschieht es, daß sich kein einziger Fischer auf dem Wasser befindet und man dennoch ganz deutlich ein Blüseuer auf See erblickt, oft stundenlang. Die Wustrower sagen dann: „Dat is de ewige Blüser!“ und erzählen von einem Fischer, der vor langen Jahren einmal am Stillen Freitag mit Blüseuer auf den Alsfang ausfahren war und nun zur Strafe dafür als ewiger Blüser umgeben muß.

Auch auf dem Salzhaff, d. i. dem Meerbusen, den die Insel Poel mit dem gegenüberliegenden Gebiete von Wismar bildet, wird im Herbst bei unruhigem Wetter zuweilen eine Blüse beobachtet. Es heißt dann bei den Leuten: „Hei (d. i. der Teufel) blüsst uppen Dammenborn!“ Weniger überstürzte Leute vermuten aber, daß es Fischer aus einem Nachbardorfe sind, die auch bei unruhigem Wetter aufs Blüßen ausfahren.

Stolp.

(Zur Erklärung des Namens Stolp von Herm. Griebenow-Köslin.)

Die Stadt im früheren Königreich Sachsen heißt nicht Stolp, sondern Stolpen und liegt nordöstlich von Pirna a. Elbe, auf einem hohen und sehr steilen Basaltberg, der von der alten Stolpen, einer alten, aber gut erhaltenen Burgruine gekrönt wird, 356 Meter über der Ostsee. — Die Stadt hat etwa 2000 Einwohner. Interessant ist der sehr steil abfallende Marktplatz, etwa in derselben Größe, wie unser Kösliner Markt; am höchsten Punkt dasselbe steht ein Denkmal aus Basaltäulen, zum Anden-

kenartigen Sträuchern und Magnolien als Unterholz unterbrochen wurde. Wie Conwens nun an Studien, die er im Böhmerwald vornahm, feststellte, kann es in diesen gewaltigen Urwäldern kaum einen gesunden Baum gegeben haben. Das Krankhafte soll die Regel, das Normale die Ausnahme gewesen sein.

Unsere Nadelbäume haben das Bestreben,

am Stamm entstandene Wunden durch Harzfluss zu schließen. Dieses Harz wird in besonderen Drüsen gebildet, welche Drüsen auch die Bernsteinkiefern aufwiesen. Sie schwitzen Harz in so reichlichen Mengen aus, das wir noch heute in dem Bernstein antreffen. Er wird in Ostpreußen an der samländischen Küste bergmännisch gewonnen. Aber nicht nur dort, sondern fast überall in Pommern, Westpreußen, Rusland, Schweden, Dänemark und Holland ist Bernstein gefunden worden. Das läßt auf eine große Ausdehnung des Bernsteinkiefernwaldes schließen.

Wie bereits erwähnt, stellte Conwens fest, daß das Krankhafte die Regel in dem Urwalde war. Stürme, Wollentrüche und Gewitter richteten unter dem Bestande große Verheerungen an und schufen stellenweise undurchdringliche Holzbarriaden. Die heiße Lust war gesättigt von Myriaden von Kleinlebewesen, die in den verwesenden zu Boden geworfenen Stämmen einen günstigen Nährboden antrafen. Zahlreiche Insektenarten durchschwirrten das Dickicht, ihre Nachkommen schafften gleichfalls einen reich gedeckten Tisch vor. Sie und die Kleinlebewesen griffen auch die Wunden

an das Regierungsjubiläum Friedrich August des Gerechten am 15. 9. 1818; unweit davon die im Jahr 1490 erstmalig erbaute und im Jahr 1723 erneuerte Stadtkirche.

Nach einer Stolpener Chronik ist der Name Stolpen sorben-wendischen Ursprungs und wird abgeleitet von Stowp, Stolv, d. h. Säule Stufe. Der Berg selbst hieß früher Stolvin, Stolpan, Stolpen. Die Stadt wurde 1121 am Fuße des Berges gegründet, am 15. 10. 1429 wurde sie von den Hussiten erfüllt und vollständig verbrannt; die Bewohner siedelten sich nun im Schutze der Burg direkt unter derselben an.

Interessant ist die Stadt dadurch geworden, daß dasselbst die Gräfin Cosel lange Jahre in Gefangenschaft gehalten wurde.

Die Reichsgräfin Anna Constantia von Cosel (auch Cossel, Cosell) geb. von Bruchsdorf aus Holstein war die mächtigste und schönste Geliebte des Polenkönigs und Kurfürsten von Sachsen August II., der mit Recht den Beinamen August der Starke führte. Dieser lernte die Gräfin auf einem Hofsball im Jahre 1705 kennen, verlor sie sich in sie und zwang sie, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen. Erst im Jahre 1712 gelang es der Hofpartei, sie durch Intrigen zu stürzen; sie flüchtete nach Preußen und wurde auf Befehl des Königs von Preußen in Halle verhaftet und nach Sachsen ausgeliefert. Hier wurde sie vorerst in Nossen 6 Monate lang in Haft behalten und dann über Pillnitz nach der Festung Stolpen überführt, wo sie die 31jährige, am 25. Dezember 1716 eintraf. Mehrere Fluchtversuche wurden vereitelt und die Gräfin sehr streng bewacht, weil sie das schriftliche Eheschreiben des Polenkönigs nicht herausgeben wollte.

Im Jahr 1733 starb August der Starke, der Gräfin wurde die Freiheit angeboten, sie war nun aber stolz genug, die ihr angebotene Gnade auszuschlagen.

Die mit dem Polenkönig erzeugten Kinder waren: Gräfin von Mossinska, Gräfin von Friedenau, General von Cosell.

Am 31. März 1765 starb die Gräfin Cosel im Alter von 85 Jahren nach 49jähriger Gefangenschaft, und ist ihr Grab noch heute in den zerfallenen Ruinen der früheren Schlosskapelle zu besichtigen.

Wie wohl fast alle Berghänge, erhebt sich auch Berg Stolpen ganz isoliert aus der Ebene zwischen Pirna, Neustadt und Bischofswerda, und man hat einen herrlichen Ausblick vom Siebenspitzenturm der Burg in die weite Umgebung.

Besonders interessant ist der Schloßbrunnen, der 1608—1630 gebaut wurde. Die Aufführung erfolgte

Zeit vorher angekündigt haben. Gegen die Katastrophentheorie spricht dann die über dem Bernsteinkieferurwald lagernde neue Erdhöhe, die allerdings nicht von besonderer Mächtigkeit gewesen sein kann, sonst würde sie von der Eiszeit stellenweise nicht zerstört worden sein. Jedenfalls aber waren viele Tausende von Jahren vergangen, ehe sich der Norden mit Eis überzog.

Die Eiszeit mit ihren verschiedenen Folgen ist nun insofern für uns interessant, als sie unserm nahen deutschen Osten sein heutiges Antlitz aufgeprägt und auch die großen Findlingsblöcke aus dem Norden zu uns gebracht hat. Unsere Berge und Täler sind ein Produkt des großen Abschmelzungsprozesses jener Zeiten. Seit damals hat nur der Eroberungsbruch der Ostsee das eukrale Bild des Nordens wesentlich geändert, während die Atmophären nur unwesentliche Korrekturen durch Abtragungen der Berge vorgenommen. Der Durchbruch der Oder durch die vorgelagerten Bergwellen, das Auswaschen ihrer Mündungsarme aus dem Haffstausee, das Abschließen des großen Regatastausees nach der letzten Eiszeit beendeten dann den Gestaltungsprozeß des äußeren Antlitzes Pommerns.

Zu jener Zeit taucht auch der Mensch in Pommern auf. Woher er gekommen ist, wissen wir nicht. Er scheint aber zu den Nordgermanen gezählt zu haben, was sich aus den Runenfunden und den Grabmalen auf Rügen ergibt. So sehen wir auch in unserer Heimat alles im Flusse der Weiterentwicklung. Wie das Ende sein wird, werden wir wohl niemals wissen. Panoramus!

durch Feuer, wodurch der Basalt erweicht und dann die weiße Masse gesprengt wurde. Der Brunnen war 82 Meter tief und hat oben etwa 5 Meter im Durchmesser.

Eigenartig ist die Gestaltung der bis zu 9 Meter langen Basaltäulen, die 5–7 kantig sind und fast senkrecht aufzugehen treten.

Otto Schlutius.

Sagen und Märchen auf der Insel Hiddensee.

Von Hans Findiesen.

Die Sommermonate der Jahre 1921 und 1922, die der Schreiber dieser Zeilen wie gewöhnlich auf der Insel Hiddensee verbrachte, benützte er, um genauere Untersuchungen über die volkstümlichen Überlieferungen der herrlich schönen Ostseeinsel anzustellen. Die Ausbeute, die seine Nachforschungen belohnte, ist verhältnismäßig groß, wenn man die geringe Bewohnerzahl des kleinen Gebietes in Be tracht zieht und wenn man ferner bedenkt, wie sehr die Urwüchsigkeit des Volkes an der Wasser kante in Sprache und Dichten seit den letzten fünfzig Jahren gelitten hat.

Seit zwölf Jahren besuche ich nun das windum brauste Eiland und werde hoffentlich noch oft seinen Boden betreten, um mich an der wechselvollen und reizenden Landschaft zu erquiden. Man steht oben auf den Bergen im Norden und überschaut die ganze Insel mit ihren vier Dörfern: Plogshagen Neuendorf, Vitte, Kloster und Grieseben¹⁾. Nach der See zu sind die Abhänge vom Duurn (Dornbusch) überzogen, dazwischen wächst Knirk (Wacholder), und die Swaak (Schwalbe) nistet in den Gän gen, die sie sich in den Sand und Lehmb gebaut hat. Kommt man im Juni auf die Insel, so sieht man auf den sonnigen Hügeln den Haesengellen (Hasengellen = Besenginsler) über und über von gelben Blüten flammen. Ende Juli hat er dann Paolen (Hülsen), die im August schwarz und trocken sind. Auf dem sandigen Bassin, auf dessen feuchtem Westrand die Kühe der Griebener weiden, wachsen Knickelbeeren²⁾ (wilde Erdbeeren) und neben Netzeln (Nessel) findet man auch den Wiegenduurn (wilde Rose) mit seinem blakrosa Blüten. Rohr (Schilf) bekleidet die Ufer am Bodden; davor liegt die Zone des Haasinings (Binsen). Abends quaken die Schaogogen (auch Schragen und Schortvog) in den sumpfigen Wischen (Wiesen), und an trockenen Stellen stößt der Mullwurm (Maulwurm = Maulwurf)³⁾ seine Erdhaufen auf die Wiesen. Kieben (Kletten) wachsen an den Wegrändern und in dem Gaesten (Gerste) sieht man die blaue Kaiserblume (Kaiserblume = Kornblume). Auf dem Gutshof in Kloster flattern die Däumen (Tauben), und der prächtige Hahn hat eben einen Merting (Regenwurm) gefunden.

Der erste Schriftsteller, der in seinen Werken auch eine die Volkstunde der Insel Hiddensee betreffende Nachricht gab, war Ernst Heinrich Wadenroder (1860–1934)⁴⁾, der auf S. 246 f. seines Buches „Altes und Neues Rügen“, zweite Ausgabe, Stralsund 1732⁵⁾ eine Sage über die Schäze des Hiddenseer Klosters mitteilte. Johann Jacob Grümbke (1771–1849)⁶⁾ gab dann in seinem 1805

¹⁾ Ueber die Geschichte der einzelnen Ortschaften unterrichtet am besten Arved Jürgensohn: „Hiddensee, das Kapri von Pommern“, Stralsund 1913–14, und zwar vergl. über Plogshagen-Neuendorf die Ausführungen auf S. 41, über Vitte S. 59 f., Kloster S. 65 f. und Grieben S. 71 f., daneben auch das Kapitel „Hiddensees Geschichte“ (S. 86–99). Die eingehendste Darstellung der Geschichte des Hiddenseer Klosters bietet A. Haas in „Die Insel Hiddensee“, Stralsund 1896, S. 34 bis 53.

²⁾ A. Haas: „Die Insel Hiddensee“, Stralsund 1896, S. 18, kennt dafür „Knickelbeeren“.

³⁾ A. Haas, Hiddensee, S. 20, sagt, daß der Maulwurf auf Hiddensee wie auch auf der Insel Ummans und der Halbinsel Wittow nicht vorkomme.

⁴⁾ Ueber Wadenroder vgl. f. Selbstbiographie im Suppl. zu „Altes und Neues Rügen“, 1732, S. 14, und vgl. in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ XI, 442 f.

erschienenen Buche „Streifzüge durch das Rügenland“ auf S. 71 f. die Sage von der Entstehung der Insel Hiddensee wieder, auf deren weitver zweigte und bis ins klassische Altertum reichenden Zusammenhänge zuletzt A. Haas auf Grund des von den Brüdern Grimm in ihren „Anmerkungen“ niedergelegten Vergleichsmaterials hingewiesen hat⁷⁾. Neben dieser in der pommerschen heimatfondlichen Literatur oft wiedergegebenen Sage sind auch noch außer der bei Wadenroder zu findenden Fassung der Schahzagen einige andere bekannt geworden, wonach die Mönche im Jahre 1538 vor dem Verlassen des Klosters goldene Gerätschaften, eine Wiese und zwölf Apostel in dem „Wschloben“ vergraben hätten⁸⁾. Daneben erzählt man sich jedoch noch verschiedene außerhalb der Insel weniger bekannte. So sollen auf dem „Hexenbach“ (Herrenberg), dem Wschloben gegenüber auf der anderen Seite des Fahrweges nach dem Gasthaus „Zum Klausner“, in der ersten Maiacht die Herzen zusammenkommen, um dort ihre Tänze aufzuführen⁹⁾, und in den Bergen geht eine weiße Frau¹⁰⁾ um, die von verschiedenen Leuten gesehen worden ist.

Von dem Ort Vitte weiß man, daß die Unterirdischen früher dort gehaust hätten, die Insel oder verlieben, weil die Menschen Kreuze auf das Brot zu machen begannen und auch deshalb, weil sich gerade über ihrer Tafel ein Kubstall befand, weshalb ihnen dann immer etwas auf den Tisch kam, wenn die Kuh ihr Geschäft verrichtete¹¹⁾.

Hinter Vitte, auf der Wiese bei der Gastwirtschaft „Heiderose“, sollen offene Särge stehen, die manch einer gesehen hat, und in den Dünen zwischen Vitte und Neuendorf treibt zu Mittag eine Schar kleiner Kinder ihr Wesen. Nach einer zweiten Erzählung sollen es zwei kleine Jungen, zwei Zwillingsskinder, sein, und eine dritte Überlieferung kennt nur ein zwei Jahre altes Kindchen, das bei Neuendorf um dieselbe Zeit baden soll.

Aber auch die Hiddenseer selbst haben wundersame Erlebnisse, und eine Erzählung weiß sogar von ihrem Treiben im Himmel zu erzählen, wo sie viel Lärm und Bank angestiftet haben sollen, bis einige Zingster an das Himmelstor kamen, die Pe-

⁵⁾ Die erste Ausgabe dieses wertvollen Buches war schon 1730, jedoch ohne Wissen des Verfassers in unfehliger Gestalt nach einer Abschrift der noch nicht abgeschlossenen Handschrift unter dem Titel „Altes und Neues Rügen“, zu finden bei J. C. Löffler, 1730, 383 S. in 4° erschienen, gegen welche Ausgabe W. in einer besonderen Schrift Einspruch erhob, die den Titel führt: „Abgenöthigter Be richt von der Beschaffenheit eines Buches, welches u. d. T. Altes und Neues Rügen außerhalb Landes zum Druck befördert worden, Stralsund, gedruckt bei G. Chr. Schindler, Reg. Buchdr. 1730.“

⁶⁾ Ueber Grümbke s. die biographischen Mitteilungen von Dr. A. Hanfmann in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ X, 22, wo auch weitere Literatur angeführt wird.

⁷⁾ Vgl. Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, Berlin 1819, II, 21 f. Temme, Volkssagen, Berlin 1840, Nr. 127. Ellen Lucia im „Buch der Welt“, 1852. Gräfe, Sagen, Glogau 1868 II, Nr. 446. Jahn, Volkssagen, Berlin 1889, Nr. 223. A. Haas, Rügensche Sagen und Märchen, 1891 f. Israel in „Hansische Geschichtsblätter“, 1893, S. 6 f. Haas, Hiddensee, Stralsund 1896, S. 8. Arved Jürgensohn, Hiddensee, Stralsund 1913–14, S. 94 f. A. Haas: Die Insel Hiddensee in der Volkssage“ in „Unser Pommern“ VI (1921), S. 186.

⁸⁾ Zu A. Haas, Nr. 87 (Der Arme und der Reiche).

⁹⁾ „Unser Pommern“ VI (1921) S. 187.

¹⁰⁾ Arved Jürgensohn, Hiddensee, Stralsund 1913–14, S. 94. A. Haas: „Rügensche Sagen“, 6. Aufl. der „Rügenschen Sagen und Märchen“, Stettin 1922, Nr. 197.

¹¹⁾ Erwähnt bei Arved Jürgensohn, Hiddensee, S. 95.

¹²⁾ A. Haas: „Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen“, Greifswald 1899, Nr. 85. Erwähnt bei Jürgensohn, Hiddensee, S. 95.

¹³⁾ Es erläutert sich, im Rahmen dieser Ausführungen näher auf die verschiedenen und weit verbreiteten Sagen vom Auszug der Unterirdischen einzugehen, eine Aufgabe, die einer besonderen Untersuchung vorbehalten bleiben soll.

trus jedoch nicht mehr einlassen wollte, weil der Himmel schon voll sei. Da sagten die Zingster: „Können wir nicht in den Himmel, wenn wir die Hiddenseer herausbringen?“ Petrus antwortete: „Wenn ihr das fertig kriegt und die Hiddenseer Krautfelmacher herausbringt, dann kommt ihr mein wegen dafür in den Himmel.“ Da riefen die Zingster in den Himmel: „Hiddenseer, Schiff w' n Strand!“ (Schiff auf'm Strand), und als die Hiddenseer das hörten, kamen sie eilends herbeigelaufen, die Zingster traten an ihrer Stelle hinein und konnten dort bleiben¹²⁾. Diese Geschichte hat man auch auf den von 1851–1886¹³⁾ auf Hiddensee amtierenden Pastor Wilde übertragen, der sich auf die gleiche Art einen Platz im Himmel verschafft.

Märchen und Schwänke sind bis jetzt überhaupt noch nicht auf Hiddensee gesammelt worden, wie sich ebensowenig poetische Volksüberlieferungen unserer Insel in den Sammlungen dieser Art finden¹⁴⁾.

Der größte Teil der Hiddenseer Märchen trägt schwankartigen Charakter, und wenn man sie in sachlich geordnete Gruppen zusammenfassen wollte, so wären neben Erzählungen vom alten Trits¹⁵⁾ und von Wrangel Tiergeschichten, Erzählungen von klugen und dummen Leuten, naturdeutende Märchen und schließlich Hiddenseer Lokalschwänke zu unterscheiden, zu denen dann noch einige Märchen kommen, die von wunderbaren Geschichten fabeln, von Prinzessinnen, die von Drachen entführt worden sind und von einem heldenmäßigen Soldaten befreit werden, von hartherigen Menschen und hilfreichen Tieren, von schauerlichem Spuk und Graus, also Geschichten, an die das Kind denkt, wenn es das Wort Märchen hört.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Segebrecht: „Die Insel Hiddensee“, Selbstverlag d. Verf., Vitte 1912, S. 59 kennt dieselbe Geschichte von Hiddenseern und einem Dorper; auf Rügen (Haas, Schnurren und Schwänke, Nr. 44) erzählt man sie sich von Rügianern und einem Straßender. Vgl. auch Knoop „Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern“, Posen 1885, Nr. 80 und „Blätter f. pom. Volksfunde“ X, 62.

²⁾ Herrn Pastor A. Gustavs auf Hiddensee sei für die Mitteilung dieser Daten bestens gedankt.

³⁾ Segebrecht, Hiddensee, S. 66, teilt einige Wiegeler mit, auch drei Abzähreime (S. 67). Des Verfassers Sammlungen der poetischen Volksüberlieferungen von Hiddensee sollen mit den Spielen zusammen veröffentlicht werden.

⁴⁾ Man kann zweifelhaft sein, ob man die Geschichten, die sich an die Person Friedrichs II. geknüpft haben, als Sagen oder als Schwankmärchen bezeichnen soll. Ich halte das letztere für richtig, denn wenn sie sich auch um eine geschichtliche Richtigkeit gruppieren haben, so sind sie doch zum größten Teil freie Erfindungen und ihrem Charakter entsprechend den Schwänken zuzuordnen. — Festliche Grenzen zwischen Sage, Märchen, Schwank und Witz lassen sich übrigens überhaupt nicht ziehen. — Lebhafte Schwänke werden auch von Wilhelm I. erzählt, wovon ich Beispiele aus Berlin in meinen handschriftlichen Sammlungen bestätige; der Große Kurfürst spielt gleichfalls in der mündlichen Überlieferung Norddeutschlands noch eine Rolle. Die kurzen Geschichten über Wilhelm II., die jetzt überall umlaufen, gehören ebenfalls hierher.

Kleine Mitteilungen.

Das Untier in Dassow. Eine hübsche Fassung dieses Schwankes, auf dessen Vorkommen in Pommern Herr Prof. Knoop in der vorigen Nummer unserer Heimat hinweist, findet sich auch im Ostholsteinischen. Wilhelm Wisser bringt sie in seiner Sammlung „Plattdutsche Volksmärchen“, Jena 1914 (in der Sammlung der Märchen der Weltliteratur) Seite 69 unter der Überschrift „Dat Undurt“. Auf dieses prächtige Volksbuch, dessen Märchen und bisweilen derbe Schwänke nicht immer für das Kinderzimmer bestimmt sind, mögen alle Freunde des Plattdutschen bei dieser Gelegenheit besonders außerordentlich gemacht werden. Ob es nicht möglich wäre, ein solches Buch auch in pommerschen Mundarten zusammenzustellen?